

Wissenschaft und Wirklichkeit

Zur Lage und zur Aufgabe
der Wissenschaften

Mit Beiträgen von

Johannes Anderegg, Hans-Karl Beckmann
Gerhard Hard, Herbert Hensel,
Hans-Gernot Jung, A. M. Klaus Müller,
Kaspar H. Spinner, Walther Ch. Zimmerli

Herausgegeben von

Johannes Anderegg

VANDENHOECK & RUPRECHT IN GÖTTINGEN

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Wissenschaft und Wirklichkeit : zur Lage u. zur Aufgabe d. Wiss. / mit Beitr. von Johannes Andereg . . . Hrsg. von Johannes Andereg. – 1. Aufl. – Göttingen : Vandenhoeck und Ruprecht, 1977. (Kleine Vandenhoeck-Reihe ; 1435)

ISBN 3-525-33413-3

NE : Andereg, Johannes [Hrsg.]

Kleine Vandenhoeck-Reihe 1435

Umschlag: Hans-Dieter Ullrich. – © Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1977. – Alle Rechte vorbehalten. – Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlags ist es nicht gestattet, das Buch oder Teile daraus auf photo- oder akustomechanischem Wege zu vervielfältigen.

Gesamtherstellung: Verlagsdruckerei E. Rieder, Schrobenuhausen

KASPAR H. SPINNER

WISSENSCHAFTSGLÄUBIGKEIT UND
WIRKLICHKEITSVERLUST
IN DER SPRACH- UND LITERATURWISSENSCHAFT

1. Der Ruf nach Wissenschaftlichkeit

Ende der sechziger Jahre war in den Sprach- und Literaturwissenschaften allenthalben von einer Krise die Rede. Das Selbstverständnis der Forschenden und Lehrenden wurde erschüttert, die hergebrachten wissenschaftlichen Verfahrensweisen unterlagen einer scharfen Kritik, die zu einer weitgefächerten Methodendiskussion führte, und der Reformwille setzte sich um in neue Konzeptionen. Worin besteht die dadurch gewonnene neue Ausrichtung? Als hervorstechendes Merkmal der Reformbewegung erscheint der Ruf nach Wissenschaftlichkeit. Sie ist zum Leitwort geworden, unter dem die Neuansätze der frühen siebziger Jahre zusammengefaßt werden können. Unwissenschaftlichkeit ist der Vorwurf, der vor allem der Literaturwissenschaft, aber auch der Sprachwissenschaft der Nachkriegszeit gemacht worden ist. Besonders traf die Kritik die Werkinterpretation, die als die wichtigste literaturwissenschaftliche Methode der genannten Zeit gelten kann: sie hatte das einführende Verstehen zu einer Voraussetzung ihres Umgangs mit Literatur gemacht und konnte durch diese Einbeziehung der Subjektivität des Interpreten in der Tat einer streng verstandenen wissenschaftlichen Objektivität nicht gerecht werden. Zu welcher pseudo-poetischen Blüten dies führen konnte, mögen (etwas boshaft ausgewählte) Ausschnitte aus Interpretationen zeigen, die in einem Taschenbuch¹ jetzt schon im 125. Tausend erschienen sind; man kann sich da an folgenden Sätzen erbauen:

Der Vers blutet aus den aufgerissenen Sätzen wie ein Leib aus offenen Wunden.
(L. Strauß zu F. Hölderlin „Hälfte des Lebens“)

Das Lied singt von selber, es singt sich selber, es singt von sich selber. Und damit ist nichts gesagt, als daß es reine lyrische Substanz ist ohne fremde Trübung. Es läßt einen Menschen singen, von seinem Singen singen, vom Singen der Nachtigall, und indessen wird es gesungen, ein echter Singsang. (R. Alewyn zu C. Brentano „Der Spinnerin Lied“)

Welch ein Abenteuer der Syntax! Der Satz saugt den Hörer in seine Tiefe, das Subjekt, das einen Satz erst auf seine Füße stellt, ist auf die vierte Stelle herabgesunken, der Weg windet sich zu ihm hin über das Dativobjekt und die – gleich verdoppelte – Verbfigur. (O. Seidlin zu J. v. Eichendorff „Zwei Gesellen“)

Das aus der Krise entstandene Streben nach Wissenschaftlichkeit in den siebziger Jahren ist abzulesen an den veränderten Titeln der Sachbücher; während früher, in den vierziger, fünfziger und sechziger Jahren, Veröffentlichungen etwa betitelt waren: „Protest und Verheißung“, „Tragische Literaturgeschichte“, „Der unbehauste Mensch“, „Die entzweite Welt“, so heißt es in den letzten Jahren: „Textwissenschaft und Textanalyse“, „Kritische Wissenschaft vom Text“, „Ästhetizität“, „Poetik und Semiotik“. Weniger ausgeprägt ist der Wandel in der Sprachwissenschaft, da sie dem positivistischen Wissenschaftsideal des 19. Jahrhunderts weitgehend treu geblieben war. Doch auch sie hat einen Paradigmenwechsel erlebt, in dem an die Stelle der Untersuchung einzelner sprachlicher Probleme wie der Adjektivflexion zu einer bestimmten Zeit oder des Satzbaus in einem bestimmten Text die Entwicklung formalisierter Modelle der Sprachbeschreibung getreten ist. Nicht mehr Philologie wird getrieben, sondern Linguistik, die es weniger auf einzelne Phänomene als auf generalisierbare Aussagen abgesehen hat.

Ein entscheidender Antrieb für die Entwicklung der Linguistik ist die Computertechnologie gewesen. Mit ihr hat sich das auf Machbarkeit ausgerichtete technische Denken dem Phänomen der Sprache und Kommunikation bemächtigt und so einen Bereich, für den sich bis dahin die Geisteswissenschaften zuständig sahen, in Anspruch genommen. Der Computer verarbeitet selbst Information, die er auflöst in ein System binärer Wahlen; die Linguistik sah sich veranlaßt, Sprache auf entsprechende exakte, programmierbare Regelmäßigkeit und deren Erzeugungsmechanismen hin zu untersuchen und so der Regelungstechnik verfügbar zu machen.

Die Linguistik ist es wiederum, die auch die Literaturwissenschaft der letzten Jahre entscheidend bestimmt hat. In ihr ist das

Heil gesucht und vermeintlich gefunden worden, in ihrem Zeichen sind methodische Instrumentarien entwickelt worden, um überprüfbare Gesetzmäßigkeiten in Texten nachzuweisen. Das folgende Zitat eines Literaturwissenschaftlers, zu finden in dem stark beachteten Band „Ansichten einer künftigen Germanistik“ von 1969,² mag veranschaulichen, wie die Literaturwissenschaft in den Sog der Linguistik geriet:

So wie die Linguistik nach der Funktion der Teile innerhalb eines Satzes oder einer Periode fragt und nach den Regeln, die die Verfertigung sinnvoller Sätze ermöglichen, so hätte eine Textgrammatik die Funktionen der Komponenten größerer sprachlicher Zusammenhänge zu untersuchen und nach den Regeln zu fragen, deren Befolgung Texte von bestimmter Eigenart und Verwendbarkeit entstehen läßt. Eine solche literarische Formenlehre dürfte dem entsprechen, was Harald Weinrich „semiotische Literaturwissenschaft“ nennt. Ihre Kriterien wären abzuleiten aus den Regeln der Logik, der Mutter aller Vernunft und Wissenschaft.

Neben der ‚Linguistisierung‘ ist die sozialwissenschaftliche Ausrichtung für die Neuorientierung entscheidend gewesen. Einerseits haben unter dem Einfluß positivistischer Soziologie empirische Untersuchungen breiten Raum gewonnen, andererseits und vor allem hat im Zeichen des Marxismus ein kausales Denken um sich gegriffen, das Texte als Produkt bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse begreift. Der geisteswissenschaftliche hermeneutische Zirkel – das Verstehen ausgehend von einem subjektiven Vorverständnis – scheint in solcher Sicht überwunden, da wissenschaftlich-exakt, materialistisch-objektiv die Erscheinungen des gesellschaftlichen Überbaus aus der ökonomischen Basis erklärt werden können.

Die angestrebte Wissenschaftlichkeit, so kann zusammenfassend gesagt werden, zeichnet sich aus durch das Bestreben nach Exaktheit, Objektivität, Nachprüfbarkeit, Generalisierbarkeit. Während in der älteren Sprach- und Literaturwissenschaft der untersuchte Gegenstand fast immer einen Rest bewußt gehaltener Unerklärbarkeit behielt, tritt die jüngere Wissenschaft mit dem Anspruch auf, eine erschöpfende Analyse leisten zu können. Die Phänomene erscheinen als rational erklärbar, der Verstand macht sich die Welt verfügbar, hält sie für technisch und sozial machbar. Nicht mehr vom „Genius“, dem „Mysterium“³ der Sprache ist die Rede, vom „freien Schöpferischen“, das „sich nicht begründen läßt“,⁴ vom „Zauber des Kunstwerks“,⁵

sondern von „Regelsystemen der gattungsgebundenen Sprachstrukturen“,⁶ von den „Erzeugnissen der Literatur als Resultaten eines streng determinierten, rational simulierbaren, von bestimmten Positionen in bestimmten Sozialstrukturen überdeterminierten, kollektiven Produktionsprozesses“,⁷ von „Sprache als Systemoid strukturierter Zeichen und Regeln“.⁸

Die Formulierungen tönen optimistisch. Endlich scheint es der Sprach- und Literaturwissenschaft zu gelingen, ihre Gegenstände exakt zu erfassen und zu erklären und ein System gültiger Aussagen aufzustellen, wie es die Naturwissenschaften schon lange tun. Die Tatsache aber, daß die Ende der sechziger Jahre in Gang gekommene Methodendiskussion unvermindert anhält und meist mehr Interesse findet als die konkrete Untersuchung von Sprache und Texten, verrät, daß über das wissenschaftliche Selbstverständnis noch keineswegs ein Einverständnis herrscht.

2. Wirklichkeitsverlust

An Theorien, an vielfältigen Erklärungsmodellen, an Methoden mangelt es in der heutigen Sprach- und Literaturwissenschaft nicht. Immer neue Terminologien werden entwickelt . . . „Rekurrenz“, „Klassen-Hierarchie“, „atektonische Konfiguration“, „isotopiekonstitutive Aktanten“, „nicht-narrativer Genotext-Diskurs“⁹ . . . „Intext“, „Lexicoidenlexikon“, „Performanzkompetenz“, „Situationspräsupposition“, „Logico-semantische Texttiefenstruktur“¹⁰ . . . Das sind einige Beispiele dieser besonderen wissenschaftlichen Kreativität, entnommen zwei neueren, in Taschenbuchform erschienenen Veröffentlichungen zur Literatur- bzw. Textwissenschaft mit ausdrücklich einführender Zielsetzung. Wer das Funkkolleg Literatur verfolgt hat, kann die Liste mühelos ergänzen. Der theoretische Aufwand täuscht darüber hinweg, daß Sprach- und Literaturwissenschaft ihre Grundlage verlieren, indem sie einem Wirklichkeitsverlust unterliegen; er soll hier mit den Begriffen ‚Gegenstandsverlust‘, ‚Komplexitätsverlust‘, ‚Statik‘, ‚Subjektverlust‘ erläutert werden; diese Aufteilung soll zugleich ein Hinweis darauf sein, daß unter Wirklichkeit nicht nur die bloße Gegen-

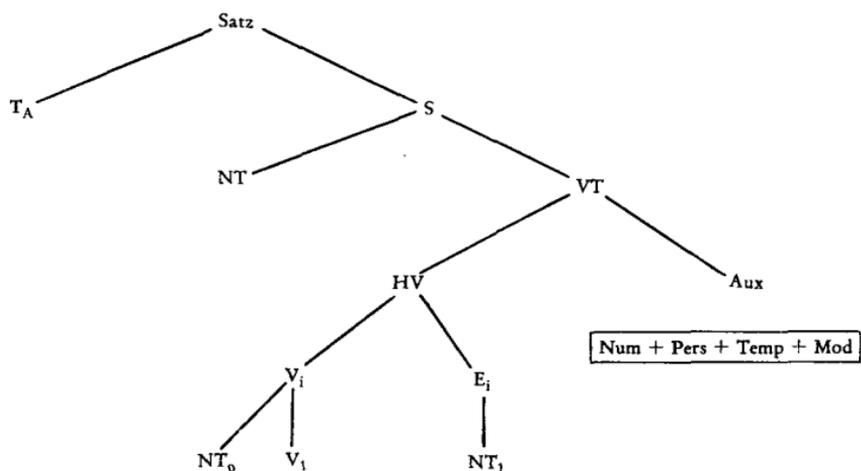
ständigkeit von Seiendem, das materiell Objektive zu verstehen ist.

Gegenstandsverlust

Sowohl in der akademischen Lehre wie in der wissenschaftlichen Literatur ist festzustellen, daß die Auseinandersetzung mit methodischen Fragen die Beschäftigung mit den tatsächlichen Gegenständen, nämlich Texten und konkreten Spracherscheinungen, an den Rand gedrückt hat. Die Methoden selbst werden häufig weniger an der Sache gemessen als durch theoretische Deduktion begründet. Dadurch wird die Arbeit an einem konkreten Text, an einem Sprachphänomen zum bloßen Exemplum für eine methodische Verfahrensweise. Immer mehr verlagert sich das Interesse auf die Theorie, die nicht mehr nach dem ursprünglichen Wortsinn Betrachtung ist, sondern die Herstellung systemhafter Konstrukte. Regelapparate, Klassifikationsschemata, Modellbildungen erscheinen als Zweck und Ziel wissenschaftlicher Betätigung.

Die wissenschaftstheoretische Fundierung dieses Denkens zeigt sich deutlich an der Rolle, die die Sprachwissenschaft de Saussures in den letzten Jahren gespielt hat; sie ist zum Modell für die moderne Linguistik, für den Strukturalismus und für die neuere Zeichentheorie geworden. De Saussure geht in seiner bereits zu Beginn dieses Jahrhunderts entwickelten Sprachtheorie von der grundlegenden Unterscheidung zwischen *langue* (Sprache) und *parole* (Sprechen) aus. Als seinen Untersuchungsgegenstand betrachtet de Saussure die *langue*, das Sprachsystem, das als virtuelle Größe jeder *parole*, jeder konkreten Äußerung zugrunde liegt. Diese Wendung vom konkreten, individuellen Phänomen zum systemhaft Allgemeinen ist zur Grundlage der Linguistik und der neueren Literaturwissenschaft geworden.¹¹ Das Allgemeine wird als Gegenstand des wissenschaftlichen Tuns, als zu untersuchende Realität betrachtet, wobei vergessen wird, daß dieses Allgemeine selbst über Abstraktion gewonnen wird. Vorstellungen und Konstrukte überlagern die Wahrnehmung konkreter Erscheinungen, und an der Diskrepanz zwischen komplizierter Theoriebildung und Erklärbarkeit von Einzelphänome-

nen wird deutlich, wie die Erkenntnisfunktion verloren zu gehen droht. Prägnantes Beispiel dafür ist die generative Transformationsgrammatik, die einige Jahre die Sprachwissenschaft beherrscht und sich auch auf die Literaturwissenschaft ausgewirkt hat: ihr Regelapparat steht in groteskem Mißverhältnis zur tatsächlichen Leistung; in der schulgrammatischen Umsetzung hat das etwa dazu geführt, daß die Schüler zwar ein raffiniertes methodisches Instrumentarium erlernt und bei geschicktem Unterricht auch mit Vergnügen die Stammbäumchen als Darstellung syntaktischer Strukturen aufgezeichnet haben, aber nicht mehr in der Lage waren, einen Satz von normaler Komplexität zu beschreiben, geschweige denn zu analysieren. Ein Beispiel wird das unmittelbar begreiflich machen: in der „Transformationellen Schulgrammatik“ von der Autorengruppe Tübingen 1970¹² wird der Satz „Der Fahrer wäscht den Wagen“ wie folgt dargestellt:



- | | |
|-------------------------------|---|
| 1. T _A + S | 4. NT ₀ + V _i + E _i + Aux |
| 2. NT + VT | 5. NT ₀ + V ₁ + NT ₁ + Aux |
| 3. NT ₀ + HV + Aux | |

(Abkürzungen: Aux = Auxiliarkomplex; E_i = Menge aller Ergänzungstypen zum Verb; HV = Hauptverbkomplex; Mod = Modus; NT = Nominalteil; NT₀ = NT im Nominativ; NT₁ = NT im Akkusativ; Num = Numerus; Pers = Person; S = Satz; T_A = Aussagesatzstellung; Temp = Tempus; V_i = Menge aller Verbtypen, die in HV auftreten; VT = Verbalteil; V₁ = Verb mit NT₁)

Man kann sich oft des Eindrucks nicht erwehren, daß für die Wissenschaftler das Spiel mit Modellen der eigentliche Antrieb ihrer Arbeit darstellt, ein Erkenntnisinteresse am konkreten Phänomen aber entfällt.

Marxistisch-materialistische Verfahrensweisen meinen, dieser ‚spätbürgerlichen‘ Gegenstands entfremdung nicht zu unterliegen. Die mit ihnen erfaßte Wirklichkeit erweist sich aber nicht selten ihrerseits als schematisiert, indem in den jeweiligen untersuchten Phänomenen nur die durch die marxistische Theorie bereits herausgearbeiteten gesellschaftlichen Bewegungsgesetze wiederentdeckt werden. Auch hier zeigt sich: das der abstrakten Theorie und Methode zugesprochene Primat rächt sich, indem der Gegenstand nur noch so in Erscheinung treten kann, wie er durch die Theorie präformiert ist. Er wird selbst zum Produkt und Spiegel der Methode und ist nicht mehr Gegenstand in seiner Widerständigkeit. Der Pragmalinguist sieht in einer Äußerung nur noch die Sprechakte, der Texttheoretiker in einem Gedicht nur noch die Textsorte, der einer strengen Widerspiegelungstheorie anhängende Literaturwissenschaftler in Handkes Prosa nur den Ausdruck der spätkapitalistischen Gesellschaft.

Die größte Entfremdung vom Gegenstand bewirkt die heutige Wissenschaftssprache selbst in ihrer Tendenz zur Exaktheit, Formalisierung und Schematisierung. Diese Vorzüge sind damit erkauft, daß die Anschaulichkeit verlorengeht. Die abstrakte Sprache vermag keine Vorstellung mehr im Leser zu erwecken: auf rein kognitive Weise nimmt er Aussagen über kategorisierte Aspekte von Sprache und Texten zur Kenntnis, aber mit der sinnlichen Erfahrbarkeit dieser Phänomene hat das nicht mehr viel zu tun. Während etwa Interpreten in der Nachkriegszeit sich nicht scheuten, die metaphorischen und sinnlich wirksamen Mittel der Sprache einzusetzen und damit die Wirkung des besprochenen Textes zur Entfaltung bringen, dem Leser erfahrbar machen konnten, wird in den am Ideal von Exaktheit ausgerichteten neueren Analysen der Text zum abstrakten Bündel von Funktionen, das nur noch kognitiv in Einzelrelationen aufgelöst werden kann. Eine ganzheitliche Erfahrung von Texten wird nicht mehr vermittelt, die schematisierende Wissenschaftssprache hat es nur noch mit Schattengebilden zu tun.

Methoden, die unter dem Anspruch auf Exaktheit auftreten, sind gezwungen, ihre Aspekte begrenzt zu halten und am Gegenstand alles das auszuschließen, was nicht in den vordefinierten Rahmen paßt. Wenn Gedichte etwa im Sinne der Abweichungsästhetik – einer in letzter Zeit im Vordergrund stehenden literaturwissenschaftlichen Theorie, die den poetischen Text definiert durch seine Abweichung von der Normalsprache – untersucht werden, dann können von vornherein nur die abweichenden Strukturen in den Blick kommen. Durch das Primat von Theorie und Methode gelingt es der Sprach- und Literaturwissenschaft zwar, nachprüfbare Aussagen zu machen, unfähig aber ist sie geworden, die Komplexität der Wirklichkeit einzufangen. Der Sprachforscher gerät aufs Glatteis, wenn er mit seinem methodischen Instrumentarium die konkrete Äußerung eines Schülers in ihrer Bedeutung für den Sprecher und seine Identität, für die Mitschüler und den Lehrer und bezogen auf die thematisierte Sache darstellen und analysieren soll. Der Literaturwissenschaftler sieht sich ratlos, wenn er die Wirkung eines neu erschienenen Romans in ihrer Vielfalt erklären soll. Beide ziehen sich, wenn sie die Beschränktheit ihrer Verfahren erkennen, nur allzugern wieder zurück auf die Theorie, bilden sie weiter, entwerfen neue Modelle, argumentieren im abstrakten Raum, wo sie nicht gestört werden von der proteusartig in Erscheinung tretenden Wirklichkeit.

Der Anspruch, mit Sprache die Wirklichkeit in ihrer Komplexität darstellen zu wollen, wird freilich nie eingelöst werden können. Denken und Sprache sind nur möglich, weil sie vereinfachen, Aspekte und Strukturen ausgliedern. Der heute herrschende Glaube an die Wissenschaftlichkeit täuscht über ihre notwendige Partialität hinweg. In ihren Modellen wird alles zum Stimmen gebracht, dabei würde eine eingestandene Vorläufigkeit das Bewußtsein wachhalten, daß die Wirklichkeit nicht eingeholt ist. Zu fragen ist heute, ob die stets neue Hoffnung auf das Heil der Theorie aufgegeben werden sollte zugunsten eines Bewußtseins, das das Primat der Theorie über die Wirklichkeit zurücknimmt.

Im besonderen Maße entgeht dem aktuellen Wissenschaftsverständnis die Wirklichkeit als eine sich wandelnde. Wissenschaftlichkeit als Streben nach Objektivität und Nachprüfbarkeit ist nur möglich, wenn von festen, statischen oder wenigstens wiederholbaren Gegebenheiten ausgegangen wird. Das Objektivierte aber ist kein Lebendiges mehr, und wie der Biologe an der toten Ratte Untersuchungen macht, so wird dem auf Wissenschaftlichkeit bedachten Sprach- und Literaturwissenschaftler Sprache und Text zum toten Gegenstand. Mit Grund greifen Schriftsteller die Sprach- und Literaturwissenschaften immer wieder heftig an: sie sehen, wie das Schöpferische (oder wie man heute sagt: das Kreative) dem Ideal objektiver Wissenschaftlichkeit aufgeopfert wird. Literarisches Schreiben lebt von der Überraschung, dem Aufbrechen verkrustender Verhaltensweisen, dem Überschreiten gegebener Vorstellungshorizonte und veranlaßt den Leser und Hörer, durch selbstentwickelte mannigfache Vorstellungen dem Text erst Leben zu geben. In der Wissenschaftssprache erstarrt dieser Prozeß, da Strukturen festgeschrieben werden. Aber nicht die Literatur, auch die Alltagssprache wird ins Korsett gezwängt: die wuchernde Vielfalt gesprochener Sprache wird in ein System von Regeln gefaßt, die nun die Sprache darstellen sollen. Zu Beginn der Reformbewegung Ende der sechziger Jahre bestand die Hoffnung, im dialektischen Denken ein Medium gefunden zu haben, das sowohl der Dynamik wirklichen Geschehens wie wissenschaftlicher Rationalität gerecht werden könnte. Die Kritische Theorie der Frankfurter Schule hat über mehrere Jahre hin die sprach- und literaturwissenschaftliche Forschung im deutschen Sprachraum entscheidend geprägt – nachweisbar selbst an Eigenheiten des Satzbaus in entsprechenden Veröffentlichungen. Wie selbst dieses Denken, in das die größten Hoffnungen gesetzt wurden, an seine Grenze gelangte, zeigt seine Pervertierung zu einem germanistischen Jargon einerseits und seine Verflüchtigung zu einer nur noch in Negationen sich bewegenden und in gesuchte Metaphorik sich versteigende Argumentation beim späten Adorno.

Am schärfsten zeigt sich die Problematik der neuen Wissenschaftlichkeit am Subjektverlust, der zwar mit wissenschaftlicher Objektivität geradezu gefordert scheint, durch den jedoch beim Umgang mit Sprache und Literatur wesentliche Dimensionen verschlossen werden, die früher wenigstens offengehalten wurden. Die Forderung nach kritischer Distanz, die in den letzten Jahren geradezu selbstverständlich war für die, die sich mit Sprache und Literatur befaßten, hat zu einer Entfremdung zwischen Forscher und seinem Gegenstand geführt, wie sie wohl noch nie vorhanden war. Das wissenschaftliche Ideal fordert, von jeder persönlichen Betroffenheit durch den Gegenstand zu abstrahieren. Da jedoch literarische (fiktionale) Texte es auf eine solche abgesehen haben, muß der wissenschaftlich Untersuchende in merkwürdiger Pervertierung der Situation gerade absehen von dem, worauf es doch eigentlich ankommt. Texte und Sprache sind, sofern sie sich nicht in Subjekten realisieren, nicht viel mehr als Druckerschwärze und Laut. Sinntragend werden sie, indem ein Subjekt seine eigene Verstehensleistung einbringt und damit zum kommunizierenden Partner wird. Das Ideal wissenschaftlicher Sprache, die mit festen Bedeutungen operiert, wird übertragen auf die zu untersuchende natürliche Sprache, die sich immer erst im verstehenden Vollzug konstituiert. Die Vorliebe mancher Sprach- und Literaturwissenschaftler, als Ergebnis ihrer Untersuchungen mathematische Formeln präsentieren zu können, demonstriert vielleicht am deutlichsten, wie weit sich die Wissenschaft entfernt hat von dem Bemühen, Sinn zu erschließen. Mit der Ausschaltung des Subjekts wird das Objekt selbst verfehlt – und es entsteht der immanente Zwang zu immer neuer Theorie- und Modellbildung, da *keine* je genügen kann. Der Zurückstellung der eigenen Subjektivität entspricht die Nichtachtung des Lesers. Es scheint gar nicht mehr das Interesse zu bestehen, ihm etwas einleuchtend und anschaulich zu machen – wie wäre sonst die immer verschlüsselter werdende Fachsprache überhaupt möglich. Der Wissenschaftler ist vernarrt in seine Begrifflichkeit, mit der sich trefflich jonglieren läßt – aber daß es auf diese doch gar nicht ankommt, sondern auf das, was damit beim Leser ausgelöst wird, ist vergessen. Wissenschaft begreift

sich nicht (wie ehemals im Zeichen der Geisteswissenschaft, deren Begriff bei vielen heute verpönt ist) als Tätigkeit, die den Menschen die Welt sinnhaft werden läßt und damit für das Subjekt Wirklichkeit schafft, sondern gerät eher zur Demonstration, daß Sinn nicht zu finden ist und Alltagserfahrung mit Wahrheit nichts zu tun hat.

3. Lösungsversuche

Die Schwierigkeiten, zu denen die strenge Ausrichtung auf Wissenschaftlichkeit geführt hat, sind nicht unbemerkt geblieben und haben zu verschiedenen Gegenstrategien geführt. Die drei einflußreichsten, nämlich die Interdisziplinarität, die Globaltheorien und die Praxisorientierung seien hier kurz erörtert.

Interdisziplinarität

Immer wieder ist in den letzten Jahren Interdisziplinarität gefordert worden. Mit ihr hofft man, die Vereinseitigung und Beschränkung, der man bei der Arbeit mit exakten wissenschaftlichen Methoden unterliegt, zu überwinden. Buchtitel dokumentieren die Tendenz deutlich: man findet Veröffentlichungen mit dem Titel „Mathematik und Dichtung“, „Literatur und Psychoanalyse“, „Literaturwissenschaft und Sozialwissenschaften“ usw. Dabei zeigen sich zwei Tendenzen: oft wird die bereits einseitige Methode des einen Fachgebiets auf das andere übertragen, es wird etwa Dichtung einfach mathematisiert, wodurch die Einseitigkeit nur noch stärker durchschlägt. Oder es bleibt die Verbindung additiv, indem verschiedene methodische Ansätze aneinandergereiht werden und man sich durch deren Summierung die Erfassung der Wirklichkeit in ihrer Ganzheit erhofft. Insofern aber das Ganze mehr als die Summe seiner Teile ist, bleibt es von solcher Interdisziplinarität unerfaßt. So gehört es denn zu den ständigen Klagen heutiger Studenten, daß die wissenschaftliche Beschäftigung zu einer Atomisierung der Wirklichkeit führe und kein Zusammenhang sich herstelle. Solche Erfahrungen stützen eine zweite Art von Lösungsversuchen.

Als Ausweg erscheinen Theorien, die das Ganze zu erfassen versprechen. In immer neuen Varianten treten sie auf und rücken bisheriges Vorgehen ins Licht fachidiotischer Beschränktheit. Die wichtigste Globaltheorie stellt die des Marxismus dar, die auf Sprach- und Literaturwissenschaft der letzten Jahre einen enormen Einfluß gehabt hat. Mit einem Globalanspruch ist aber auch die Kybernetik aufgetreten, die am stärksten den Einfluß moderner Technologie auf die Geistes- und Sozialwissenschaften dokumentiert. Wenn heute Begriffe wie ‚Code‘, ‚Nachricht‘, ‚Information‘, ‚Redundanz‘, ‚Regelprozeß‘ zum gängigen Vokabular der Sprach- und Literaturwissenschaft gehören und eine Vorliebe für die Aufzeichnung von Kommunikationsmodellen sich breitgemacht hat, so zeigt sich darin die Auswirkung der Kybernetik. Als neueste Globaltheorie installiert sich zur Zeit die *Semiotik*, die als allgemeine Zeichentheorie eine Synthese verspricht. Die Globaltheorien sind für den an Einzelproblemen arbeitenden Wissenschaftler eine ständige Herausforderung und ihnen sind entscheidende Anstöße zu verdanken. Der Blick auf Totalität, den sie entwickeln, unterliegt aber immer auch der Gefahr, ein totalitärer Blick zu werden. Durch die Verabsolutierung eines technokratischen oder gesellschaftspolitischen Standpunkts modellieren solche Theorien Wirklichkeit nach ihrer eigenen Struktur und verdrängen, was die theoretische Kohärenz stören könnte. Die dadurch entstehende Vergewaltigung von Wirklichkeit durch die Theorie sucht ein dritter Lösungsansatz zu überwinden.

Praxisorientierung

Dem beklagten Theorieüberhang ist vor allem in der bildungspolitischen Diskussion der letzten Jahre eine stärkere Praxisorientierung gegenübergestellt worden. Mit ihr hofft man, die Wirklichkeit einzuholen, die theoretisches Denken wegzuabstrahieren droht. Die Praxisorientierung reicht von einer Didaktisierung der Wissenschaft bis zu politischem Aktionismus. Allerdings ist zu beobachten, daß häufig weniger die Theorie sich an

der Praxis ausgerichtet hat, als daß die Praxis theoretisiert worden ist. Die Fachdidaktik etwa trägt dazu bei, daß viel rascher als früher die theoretischen Konzepte der Wissenschaft im schulischen Unterricht umgesetzt werden. Im Glauben an uneingeschränkte Machbarkeit in der Praxis wird Wirklichkeit konstruiert durch eine Theorie, die selbst immer nur Konstrukt ist. In vielen Fällen ist heute zu fragen, ob durch den Glauben an die Bewältigung von Praxis mit Hilfe von Theorie und Wissenschaft der gelebte praktische Zusammenhang nicht mehr zerstört als gefördert worden ist. Im Schulunterricht, dem verbreitetsten Tätigkeitsfeld der sprach- und literaturwissenschaftlich Ausgebildeten, droht nur noch das vermittelt zu werden, was wissenschaftlich abgesichert zu sein scheint, obschon mit heutiger Wissenschaft nur der kleinste Teil dessen, was sich in einem Klassenraum abspielt oder abspielen sollte, zu erfassen ist. Daß man die pädagogischen Fachinstitute zu pädagogischen Hochschulen und diese zu wissenschaftlichen Hochschulen gemacht hat, zeigt wohl am deutlichsten den Glauben an die wissenschaftliche Machbarkeit von Unterricht. Zerstörung, wie sie, bewirkt durch die technologisch-technokratische Verfügbarmachung, in der Umwelt sichtbar wird, greift auch in unseren Klassenzimmern heute um sich, nur daß sie als eine psychische mit bloßem Auge nur schwer zu erkennen ist.

4. Perspektiven

In den obigen Ausführungen ist bewußt einseitig auf die fragwürdigen Aspekte heutiger Sprach- und Literaturwissenschaft abgehoben worden. Es sei in einem letzten Teil dieses Aufsatzes auf die Perspektiven hingewiesen, die sich heute eröffnen und die Richtung zeigen, in der fortzuschreiten wäre. Bewußt zu halten ist vorweg jene Ambivalenz, der Sprach- und Literaturwissenschaft nie entgehen können: sie sind angewiesen auf den Begriff als das wesentliche Medium ihrer Arbeit. Er ermöglicht die Erkenntnis, in ihm vermitteln sich Subjekt und Objekt. Begrifflichkeit hat aber immer wieder die Tendenz, sich absolut zu setzen und als statische, feststehende verdinglicht sie sich, verliert

den Bezug zum Subjekt wie den zum Objekt. Die Begriffe stülpen sich der erfahrbaren Wirklichkeit über und treten dem Subjekt als fremde entgegen. Wissenschaftliches Denken kann den Bezug zur Wirklichkeit von Subjekt und Objekt deshalb nur behalten, wenn es seine Begriffe immer wieder zurücknimmt, sie versteht als ständig zu transformierendes Mittel. Ausgehend von dieser Grundproblematik sind die folgenden Aspekte besonders in den Vordergrund zu stellen.

Offenheit

Die Abkehr von einer sich autonom setzenden Begrifflichkeit ist Voraussetzung für eine Überwindung des Denkens in geschlossenen Systemen. Auf mehreren Ebenen wäre der wissenschaftliche Diskurs offenzuhalten: offen auf die Komplexität erfahrbarer Wirklichkeit hin, indem die wissenschaftliche Sprache nicht abschließend etwas festschreibt, sondern zur Beobachtung und Entdeckung weiterer Aspekte anregt;¹³ offen auf die Wandelbarkeit von Wirklichkeit hin, indem nicht Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhoben wird, sondern die Vorläufigkeit bewußt bleibt; offen auf den Leser hin, dem ein Entscheidungsraum für eigene Sinnbildung freigelassen wird. Nicht Verzicht auf Begriffe ist damit gefordert, wohl aber das Bewußtsein, daß sie prozeßhaft zu verstehen sind. Der Sprachwissenschaft würde dies die Hinwendung zur parole, zur Sprache im Vollzug ermöglichen (selbst die Pragmalinguistik, die handlungsorientiert ist, zielt heute noch auf Regularitäten und Systeme und stellt damit keine grundsätzliche Alternative zur Systemlinguistik dar). In der Literaturwissenschaft wäre die Mehrdeutigkeit, die Polyvalenz fiktionaler, dichterischer Texte nicht nur theoretisch-abstrakt zu beschreiben, sondern es wären Verfahren zu entwickeln, die dieser Offenheit tatsächlich gerecht würden.

Produktives Denken

Ein offenes Denken hätte sich zugleich zu begreifen als ein Denken, das nicht nur sogenannte objektive Wirklichkeit widerspie-

gelynd beschreibt oder kausal erklärt, sondern Wirklichkeit schafft. Die derzeitige Diskussion um den sprach- und literaturwissenschaftlichen Strukturbegriff läßt dieses Problem deutlich zutage treten. Immer stärker wird gefragt, ob Struktur (der Sprache, einer Gattung, eines bestimmten Textes) als objektiv vorgegeben betrachtet werden kann, oder ob sie nicht vielmehr als vom verstehenden Subjekt selbst geschaffen zu gelten hat. Der Sprach- und Literaturwissenschaftler wäre damit an der Produktion der Strukturen, über die er spricht, selbst beteiligt. Diese wissenschaftstheoretische Problematik, vor allem entwickelt vom Prager Strukturalismus und aufgenommen von der jüngsten französischen Semiologie, dürfte grundlegend für das sprach- und literaturwissenschaftliche Denken sein. Wird mit ihr ernst gemacht, ist allerdings nicht mehr die objektive Richtigkeit das erste Kriterium für die Wissenschaftlichkeit, denn es geht nicht mehr bloß um ein Untersuchen und Analysieren, sondern um ein Schaffen, und das ist nach seinem Sinn zu befragen. Eine solche Auffassung korrespondiert mit der Einsicht, daß der Sinn von dichterischen Werken kein objektiv gegebener, sondern immer ein vom Rezipienten mitkonstituierter ist. Die Grenze zwischen Dichter, Leser, Literaturkritiker und Literaturwissenschaftler, denen im deutschen Sprachbereich je eine eigene, von den anderen scharf abgegrenzte Rolle zugeschrieben ist, wird fließend, was freilich in Frankreich und den angelsächsischen Ländern, die der Wissenschaftsgläubigkeit nicht wie die Deutschen erlegen sind, seit langem eine Selbstverständlichkeit ist. Der Literaturwissenschaftler ist in diesem Sinne nicht mehr nur jemand, der Sachverhalte analysiert, sondern jemand, der geistige Erfahrungen schafft. Wieder tritt damit der Wirkungsaspekt wissenschaftlichen Tuns in den Vordergrund; für den Leser und Hörer soll etwas erschlossen werden – was in seinem Bewußtsein geschieht, ist entscheidend. Die traditionelle wissenschaftstheoretische Frage nach wahren und falschen Aussagen lenkt ab von dieser Dimension, in der Wissenschaft erst zur Wirklichkeit wird.

Interesse für das Einmalige

Mit ihrer Entwicklung zu klassifizierenden Wissenschaften haben Sprach- und Literaturwissenschaft in den letzten Jahren immer mehr das Interesse für das Individuelle, Besondere verloren. Wo als eine Adäquatheitsbedingung gilt, daß in der Erklärung allgemeine Gesetze vorkommen müssen, kann das Einzelne nur noch als eine Funktion vom Allgemeinen in Erscheinung treten. Im alltäglichen Umgang mit Sprache und Texten interessiert aber gerade die jeweilige Botschaft: nicht für die Textsortenregularitäten interessiert sich die Hausfrau beim Lesen des Kochrezepts, sondern für die Information über die Herstellung einer bestimmten Speise; nicht auf das Lexikon der Fußballsprache kommt es demjenigen an, der eine Fußballreportage anhört, sondern auf das mitgeteilte Geschehen und die dadurch erzeugte Spannung; nicht auf Gattungsstrukturen hat es abgesehen, wer sich eine Komödie ansieht, sondern auf Unterhaltung und Vergnügen. Analysierendes Denken kann zwar aufzeigen, wie ein Kommunikationsakt bedingt ist durch Sprach- und Handlungsmuster, situative und allgemeine gesellschaftliche Voraussetzungen; aber die aktuelle Bedeutung, der Sinn, den etwas für die Betroffenen gewinnt, wird damit nicht erläutert. Zu fragen ist, ob Wissenschaft neben ihrem Interesse fürs Allgemeine nicht auch den Blick für das Besondere als etwas Einmaliges behalten sollte, einen Blick, wie er im praktischen Lebenszusammenhang selbstverständlich ist. Diese Frage ist nicht zu verwechseln mit dem Problem, in welchem Maße Individuelles durch Allgemeines bedingt ist: es lassen sich für fast alles kausale allgemeine Erklärungen finden. Es geht um die Perspektive, in der an die Phänomene herangetreten wird: auch wenn die soziologische Rollentheorie meine Existenz in Funktionen auflösen kann, bleibe ich darauf angewiesen, mir im hier und jetzt meiner Existenz Identität zu verschaffen. Wenn durch die Wissenschaft diese Perspektive konsequent negiert wird, besteht die Gefahr, daß der wissenschaftlich Geschulte Individuen tatsächlich nur noch als neutrale Funktionsbündel sieht. Wie soll ein Lehrer, der in seinem Studium nur Regularitäten und Modelle untersucht hat, seinen Schülern vermitteln können, daß ein bestimmter Text ihnen persönlich etwas bedeuten kann; wie soll er einen Schüler-

aufsatz auf etwas anderes hin ansehen können als auf die Erfüllung von sprachlichen Normen und die Reproduktion bekannter, womöglich eingepaukter Inhalte. Fast jeder hat in unserer Gesellschaft schon darunter gelitten, daß er nicht als Person, sondern nur als Rolleninhaber wahrgenommen wird. Sprache und Texte sind Medien, in denen wir uns in unserer Individualität und Subjektivität darzustellen vermeinen und die durch den Bezug, den wir dazu gewinnen, uns zur Identitätsgewinnung helfen; eine Wissenschaft, die dafür den Blick verliert, wird wesentliche Aspekte dessen, was Sprache und Literatur den Menschen bedeuten, nicht nur nicht begreifen, sondern wegdiskutieren.

Analoges Verstehen

Wissenschaftssprache, wie sie sich in den letzten Jahren installiert hat, ist eine exakte, digitalisierende Sprache: sie zergliedert, trennt, benennt Merkmale, erklärt und übersetzt im Falle der Literaturuntersuchung somit die gestalthafte oder analoge Sprache der Literatur in die Sprache des Intellekts. In ihrem vielbeachteten Aufsatz „Against Interpretation“¹⁴ spricht Susan Sontag von der Interpretation als der „Rache des Intellekts an der Kunst“. Das wissenschaftliche Vorgehen nimmt den Erscheinungen ihr ‚Sosein‘, löst sie auf in abstrakte Relationen und erweckt damit den Anschein, daß Welt nur so begriffen werden könne – daß es auch eine begreifende Anschauung gibt, bleibt vergessen. Diese stützt sich auf ganzheitliche Wahrnehmung, in der nicht Einzelaspekte ausgegliedert werden, sondern eine Vorstellung von der Sache gewonnen wird. Wissenschaft hätte auch solches Vorgehen als eine ihrer Aufgaben zu betrachten und es nicht als bloßes Mittel zur Popularisierung zu diskreditieren. Denn die gestalthafte Vorstellung hat ihre eigene Erkenntnisfunktion, indem sie dem Gegenstand seine Komplexität läßt und ihn als ganzheitlichen erfahrbar macht (aber eben: Erfahrbarkeit scheint heute schon keine Kategorie für Wissenschaft mehr zu sein). Für die Sprache der Wissenschaft heißt dies, daß sie die metaphorischen Möglichkeiten nutzt; sie erlauben es, über vieldimensionale Vorstellungsbilder beim Rezipienten eine Anschauung zu erzeugen.

Heute ist die bildhafte Sprache in der Wissenschaft verdächtig – aber bedenkt man, daß immer dann, wenn etwas Neues, völlig Ungewohntes in der Wissenschaft ausgedrückt werden soll, zu Metaphern und bildhaften Wendungen gegriffen wird, so zeigt sich die Einseitigkeit einer solchen Einstellung. Metaphorische Sprache ermöglicht es, über vertraute Denkstrukturen hinauszugelangen und ist, nicht trotz, sondern wegen der in ihr enthaltenen Unschärferelation unverzichtbarer Bestandteil einer Wissenschaftssprache, die nicht erstarren will. Nur mit einer Balance von Vorstellung und Reflexion, von Unschärfe und Genauigkeit, von Bildhaftigkeit und Exaktheit dürfte Wissenschaft als Erkenntnisinstrument wirksam bleiben.

Analoges statt bloß digitalisierendes Verstehen läßt allerdings dem Verstehenden eine Freiheit, die der Wissenschaft heute verdächtig ist. Es scheint, als ob diese ihre Aussage so absichern will, daß ja kein Leser sich etwas anderes dabei denkt, als was beabsichtigt ist. Eine Vermittlungsweise, die auch mit bildhaften Vorstellungen und sinnlichen Qualitäten der Sprache arbeitet, setzt Assoziationen frei und ist eine Voraussetzung dafür, daß der Leser und Hörer sein eigenes Vorstellungspotential aktiviert. Es ist der subtilste Aspekt des Herrschaftsanspruchs wissenschaftlichen Denkens, daß es dem Rezipienten die Freiheit zur eigenen Sinnbildung nimmt und ihm die damit verbundene Verantwortlichkeit nicht zugesteht. Nicht eine Wissenschaft nur, die Bedeutungen festlegt, sondern eine, die den Weg zur Sinnengewinnung weist und, statt Resultate zu geben, auch selbständige Erkenntnisvorgänge in Gang setzt, ist das, was not tut.

Anmerkungen

¹ Schillemeit, J. (Hg.): Interpretationen 1. Deutsche Lyrik von Weckherlin bis Bann. Frankfurt a. M. 1965, S. 124, 155, 189.

² Kolbe, J. (Hg.): Ansichten einer künftigen Germanistik. München 1969, S. 54.

³ Bach, A.: Geschichte der deutschen Sprache. Heidelberg 1965⁸, S. 469, 474.

⁴ Staiger, E.: Von der Aufgabe und den Gegenständen der Literaturwissenschaft. In: Žmegač, V. (Hg.): Methoden der deutschen Literaturwissenschaft. Frankfurt a. M. 1971, S. 170.

⁵ Trunz, E.: Über das Interpretieren deutscher Dichtungen. In: Žmegač, V. (Hg.): Methoden der deutschen Literaturwissenschaft, S. 223.

- ⁶ Kreuzer, Helmut: „Mathematik und Dichtung“. Zur Einführung. In: Kreuzer, Helmut/Gunzenhäuser, Rul (Hg.): *Mathematik und Dichtung*. München 1971⁴, S. 19.
- ⁷ Link, J.: *Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe*. München 1974, S. 16.
- ⁸ Grünert, H.: *Sprachwissenschaft und Sprachunterricht*. In: *Linguistik und Didaktik* 3/1972, S. 189.
- ⁹ Link, J.: *Literaturwissenschaftliche Grundbegriffe*, passim.
- ¹⁰ Schmidt, S. J.: *Texttheorie*. München 1973, passim.
- ¹¹ Vgl. dazu auch Köller, W.: *Der sprachtheoretische Wert des semiotischen Zeichenmodells*. In: Spinner, K. H. (Hg.): *Zeichen, Text, Sinn*. Göttingen 1977. Es sei hier vermerkt, daß ich in erkenntnistheoretischer und sprachwissenschaftlicher Hinsicht manche Anregung, die in die vorliegenden Ausführungen eingegangen ist, meinem Kollegen W. Köller verdanke.
- ¹² *Autorengruppe Tübingen* (Hg.): *TSG, Transformationelle Schulgrammatik*. Göppingen 1970.
- ¹³ Vgl. dazu auch Anderegg, J.: *Literaturwissenschaftliche Stiltheorie*. Göttingen 1977, insbesondere S. 101 ff.
- ¹⁴ Sontag, Susan: *Gegen Interpretation*. In: Sontag, Susan: *Kunst und Antikunst*. Reinbek b. Hamburg 1968, S. 13.